

**Predigt zur Wallfahrt am Tag der Deutschen Einheit 2009**  
**Provinzial P. Norbert Plogmann OFM, Hannover**

„Yes, we can!“ Mit diesen Worten hat Präsident Obama seine Wähler in Amerika in eine Aufbruchsstimmung versetzt. Dieser Wahlkampfeslogan hat mich an einen anderen Ruf erinnert, der vor 20 Jahren die Menschen im Osten unseres Landes mobilisiert hat. Damals hallte es auf Straßen und Plätzen: „Wir sind das Volk!“ Das war die unerwartete Antwort des Volkes auf die Ansage über Megaphon: „Hier spricht die Volkspolizei.“ Der lautstarke Ruf von Zehntausenden hatte eine weit stärkere Wirkung als das amerikanische „Yes, we can.“ Dieser Ruf „Wir sind das Volk“ hat wie die Posaunen von Jericho gewirkt und zum Fall der Mauer beigetragen. (vgl. Lesung aus dem Hebräerbrief 11, 29-34a) Zunächst hieß es: „Wir sind das Volk“. Wenige Zeit später hieß es abgewandelt: „Wir sind ein Volk.“ So hat die Stimme des Volkes zum Fall der Mauer und dann zur Deutschen Einheit beigetragen.

Zwanzig Jahre liegt der Fall der Mauer nun zurück. Sicher erinnern sich viel mehr Menschen daran, wo sie den 9. November 1989 zugebracht haben, als daran, wo sie am 3. Oktober 1990 waren. Der Grund ist einfach: Die Nachricht von der Öffnung der Mauer traf uns völlig überraschend. Die Deutsche Einheit am 3. Oktober 1990 war vorher angekündigt. Der heutige Gedenktag ist sicher ein sehr wichtiger Tag für unser Volk. Aber ohne den 9. November 1989 würde es den 3. Oktober 1990 nicht geben.

Auch im Eichsfeld haben sich im Herbst 1989 die Menschen gegen Mauer, Stacheldraht und Unterdrückung erhoben. Ich erinnere an die Kundgebung vor dem Rathaus in Heiligenstadt. Ich erinnere an den Tag, als hier etwa 3.000 Menschen die Wachsoldaten überrannten, um im Sperrgebiet auf dem Hülfsberg betend ihrem Freiheitswillen Ausdruck zu geben. Ich erinnere an die Lichterprozessionen in Leinefeld, vor allem an den 9. November 1989, als der Kreisratsvorsitzende den etwa 22.000 Eichsfeldern verkündete: „Die Grenzen sind offen!“

Es war tatsächlich nur eine kurze Nachricht am Abend des 9. November 1989, die ein neues Kapitel in unserer deutschen Geschichte und auch in der Weltgeschichte aufschlug. Offene Grenzen, Reisefreiheit – so ging es über die über die Sender. Seit dieser historischen Nacht reden Menschen immer und immer wieder darüber, wo sie sich gerade aufhielten und womit sie gerade beschäftigt waren, als sie diese unglaubliche Nachricht hörten: Die Mauer ist offen. Das war Gänsehaut pur. Diese Nacht habe ich damals in Berlin (West) mit einem Mitbruder erlebt. Wir zogen zuerst zum Brandenburger Tor, dann zu den Grenzübergängen, um die Menschen aus dem Ostteil der Stadt zu begrüßen. Das war ein unbeschreiblicher Freudentaumel, der vielen die Worte des Psalms auf die Lippen holte: „Da war unser Mund voll Lachen und unsere Zunge voll Jubel.“ So hat es Israel erlebt, als der Herr das Los der Gefangenschaft Zions wendete (Psalm 126).

Viele Bilder von 1989 haben sich in meine Erinnerung eingegraben. Diese Bilder halte ich gern in mir wach, denn sie sprechen zu mir von einem ungeheuren Glück, das sich die Menschen im Ostteil unseres Landes mit einer friedlichen Revolution errungen haben: reisen, wohin man möchte; ungehindert sagen, was man denkt; Verwandte und Bekannte wiedertreffen; kaufen, was einem gefällt; erstmals frei wählen, damals 1990 mit 94 % Wahlbeteiligung. Es ist in kurzer Zeit wirklich Atemberaubendes geschehen.

Aber ich weiß auch um die Kehrseite dieser Medaille des Glücks: Manche Hoffnungen haben sich nämlich nicht erfüllt, Wünsche sind offen geblieben und der Weg in die Einheit und in die Freiheit zeigte sich beschwerlicher als im Jubel der Befreiung geahnt war. „Jetzt wächst zusammen, was zusammengehört.“ Dieses Zusammenwachsen verläuft bis heute nicht reibungslos und ungestört. Diese Erkenntnis hat Monika Maron, Romanautorin aus der DDR, vor einigen Jahren in einem Zeitungsbeitrag beschrieben (Berliner Tagespiegel vom 11.6.1996). Damals analysierte sie zum neuen Lebensempfinden zwischen Berlin-Ost und Berlin-West: „Die Berliner in beiden Teilen der Stadt haben sich seit sieben Jahren überhaupt an Vieles zu gewöhnen, vor allen Dingen aneinander. Die euphorische Neugier des Anfangs ist weithin der Erkenntnis gewichen, dass man sich so recht nicht mag. Es scheint als hätte der politische Konflikt der Nachkriegszeit auch in Berlin einen ethnischen Konflikt hinterlassen. Menschen einer Kultur, einer Sprache, einer Stadt, aber von verschiedenen Straßenseiten und mit verschiedenen Biographien erkennen ineinander das Andere, das Fremde.“

Es stimmt: Menschen, die sich als „ein Volk“ sehen wollten und dieses „eine Volk“ herbeigerufen hatten, die spürten im näheren Zusammenkommen auch sehr deutlich das Fremde. Vielleicht hatte dieses „fremdeln“ damit zu tun, dass vor allem für die Menschen aus dem Ostteil unseres Landes von heute auf morgen so vieles fremd und anders geworden ist. Während sich für die meisten Westdeutschen nicht viel änderte, waren Ostdeutsche über lange Zeit damit beschäftigt, sich auf neue Verhältnisse umzustellen. Einen Hauch von dieser Umstellungsleistung habe ich selbst mitbekommen, als ich nach der Wende die Leitung unseres Klosters in Berlin-Pankow im Schatten der gefallenen Mauer übernahm. In die Grundstimmung, jetzt ist alles möglich, jetzt steht uns die Welt offen, in diese Grundstimmung mischte sich die Erfahrung, jetzt wird alles anders, vieles ist jetzt so fremd, gewohnte Sicherheiten und vertraute Lebensformen gehen mir verloren. Deshalb mag machen die DDR mit jedem Jahr des Abstandes schöner, sozialer und sicherer erscheinen als die heutige Gesellschaft - vor allem manch Älteren, die sich heute zu den Verlierern zählen, oder den Jüngeren, die die DDR nicht mehr erlebt haben.

„Dieser Weg wird kein leichter sein.“ So singt Xavier Naidoo in einem seiner Lieder, oftmals gehört bei der letzten Fußballweltmeisterschaft. Das trifft sicher auch auf unseren Weg in der Deutschen Einheit zu. Aber wer wegen der Beschwernisse und Enttäuschungen in eine Art „Ostalgie“ verfällt, der muss sich nur Filme wie „Das Leben der anderen“ oder „Die Frau vom Checkpoint Charlie“ anschauen, um die Leiden und die Bedrängnisse in der DDR nicht einfach zu vergessen.

20 Jahre Fall der Mauer. Daran dürfen wir an diesem Tag der Deutschen Einheit besonders denken, wenn wir gleich mit unserem Fußweg betend die alte Grenze überschreiten - von hier, der Kapelle der Einheit im ehemaligen Westen, hinauf zum Hülfsberg, ins ehemalige Sperrgebiet DDR. Seit dem 1. Weihnachtstag 1989 ist das möglich. „Da war unser Mund voll Lachen und unsere Zunge voll Jubel.“ So spürte es Israel, „als der Herr das Los der Gefangenschaft Zins wendete.“ (Psalm 126) So haben wir es 1989 auch erlebt.

Den Weg über den ehemaligen Mauerstreifen gehen wir heute gemeinsam als Menschen aus Ost und West. Diesen Tag der Deutschen Einheit können wir wohl nur dann in rechter Weise begehen, wenn wir uns erinnern und in uns den Jubel und die Dankbarkeit neu aufspüren können, dass wir vor 20 Jahren eine überwältigende Freiheitserfahrung hautnah

erlebt haben, eine überwältigende Freiheitserfahrung, die die Menschen aus Ostdeutschland mit einer friedlichen Revolution herbeigeführt haben. Dass diese Revolution so friedlich verlaufen ist, das hat Pfarrer Führer von der Nicolaikirche in Leipzig eindrücklich erklärt: „Wer mit der Rechten die Kerze hält und unter freiem Himmel läuft, muss mit der Linken die Flamme schützen. Er hat dann keine Hand mehr frei, um Steine zu werfen.“ (vgl. Joachim Jauer, Urbi et Gorbis, Christen als Wegbereiter der Wende, Herder 2008) Auf diese Form von Gewaltlosigkeit war die Maschinerie der Diktatur tatsächlich nicht vorbereitet. Wenn wir heute die Dankbarkeit neu in uns aufspüren, dann nicht nur für das, was diese Revolution geschafft hat, sondern auch dafür, wie sie es geschafft hat. Wer diese Dankbarkeit verspüren kann, der trägt eine Kraftquelle in sich, den nicht immer einfachen Weg mitzugehen und mitzugestalten, den wir jetzt als ein Volk gehen.

Wenn wir von hier, der Kapelle der Einheit, zum Hülfskreuz ziehen und dort zum Gekreuzigten aufschauen, dann dürfen wir unsere Dankbarkeit auch ihm sagen – nicht nur unsere Nöte und unsere Besorgnisse. Dort, vor dem Kreuz, schauen wir auf zu einem, der in seinem Leben auf vielfache Weise Mauern eingerissen und überwunden hat: die Mauer zwischen Sündern und Frommen, die Mauer zwischen Völkern und Rassen, die Mauer zwischen Wohlhabenden und Bedürftigen, die Mauer zwischen Zeit und Ewigkeit, die Mauer des Todes also. Dafür hat er sogar sein eigenes Leben eingesetzt. „Der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen, und sein Leben zu geben als Lösegeld für viele.“ (vgl. Evangelium nach Markus 10, 41,-45) Wer vor diesem Gekreuzigten Zuflucht sucht, der wird auch darin bestärkt, im eigenen Leben Mauern einzureißen und Mauern zu überwinden, wo immer Menschen sie neu zwischen sich aufrichten wollen. Amen.